

WIR WAREN EINE GROSSE GENERATION

INTERVIEW MIT DEM FILMREGISSEUR GRIGORIJ TSCHUCHRAJ

Seit Mitte der 50er Jahren gehört der Filmregisseur Grigorij Tschuchraj zu den maßgebenden Persönlichkeiten der russischen Kunst. Mögen mir seine Verehrer verzeihen, daß dieses Gespräch nicht der Kinematographie gewidmet ist. Einen Mann wie Tschuchraj, der sich in seinem Film "Ballade vom Soldaten" so tief philosophisch aber auch poetisch mit dem Leben, dem Tod und dem Schicksal eines Menschen im Krieg auseinandersetzte, in jenem Film, der ihm weltweiten Ruhm brachte, möchte man auch nach ganz aktuellen, realen und schmerzhaften Dingen fragen: nach seinem eigenen ungewöhnlichen Schicksal, nach den dramatischen Erfahrungen seiner Generation, die den Faschismus besiegte und von der Perestroika verwundet wurde, und nach den Wegen der zukünftigen Entwicklung Rußlands.

Grigorij Naumowitsch, denken Sie oft an den Krieg?

Nein. Früher geschah das des öfteren, später beschäftigten mich andere Probleme. Meine Filme handeln nicht vom Krieg, mich haben die psychologischen Probleme interessiert. Als ich bei den Dreharbeiten an der "Ballade vom Soldaten" mit den jungen Schauspielern Shanna Prochorenko und Wolodja Iwaschow arbeitete, habe ich mich auch an den Krieg erinnern müssen. Ich mußte ihnen beibringen, wie der Krieg war, was er bedeutete und womit alles begann. Sie waren noch so jung und konnten viele Dinge nicht verstehen.

Sie gehörten schon zu einer "anderen Generation" ... Und wie hat der Krieg für Sie begonnen?

Ich war seit 1939 bei der Armee, absolvierte eine Militärschule für untere Nachrichtenkommandeure und stand 1941 kurz vor der Demobilisierung. Ende März 1941 wurden wir zu Kolonnen gereiht und irgendwohin geführt. In unserem Lehr- und Übungsplan stand: "600-km-Marsch". Später stellte es sich heraus, daß wir schlicht und einfach in Richtung Westgrenze geführt wurden. So gingen wir durch die ganze Ukraine - von Mariupol bis zur polnischen Grenze.

Die ganzen 600 km zu Fuß?

Ja, zu Fuß. Und ich muß Ihnen sagen, für mich war das der schwerste Marsch im ganzen Krieg. Wir waren überladen mit Gepäck, und wenn wir vor Müdigkeit beinahe zu Boden fielen, wurde uns jedesmal das Übliche gesagt: Übung macht den Meister. Wir waren schon fast an der polnischen Grenze, als wir jene Protesterklärung der TASS hörten: "Die westlichen Nachrichtenagenturen teilen mit, daß auf unserem Territorium Truppenbewegungen beobachtet werden. Das ist eine Lüge. Das sind keine Truppenbewegungen, sondern Eisenbahn-Manöver."

Haben Sie das geglaubt?

Sowohl meine Kameraden als auch ich (ich war damals 20) glaubten, daß dies westliche Lügen sind und daß es keinen Krieg geben kann. Nie. Wir hatten doch einen Nichtangriffspakt mit Deutschland abgeschlossen, hatten gute Beziehungen zueinander und konnten uns nicht vorstellen, daß die Deutschen uns je überfallen würden ... Außerdem waren wir fest davon überzeugt, daß unsere Armee die stärkste, unsere Kriegstechnik die beste ist und daß unsere Kommandeure die talentiertesten in der ganzen Welt sind. So war unsere Stimmung, und mit dieser Stimmung gingen wir vorwärts. Bald waren wir schon ganz nah an der Grenze. Am 21. Juni haben wir im Wald übernachtet und wollten am frühen Morgen weiter gehen. Sehr früh, noch vor Sonnenaufgang weckten mich unsere Stabsoffiziere und baten mich, Moskau zu "empfangen". Dies war keine leichte Aufgabe, weil unser Funkempfänger - aus heutiger Sicht - uralt war. (Der Sender konnte eine Sprechverbindung - mit Mikrophon - nur im Radius von sechs Kilometer herstellen. Mit der Morsetaste konnte man bis zu zwölf Kilometern erreichen.) Ich warf die Antennenschnur auf eine hohe Kiefer, bereitete alles für den Empfang vor, - und nach einer Weile "empfang" ich Moskau. Es meldete: Krieg. An diesem Tag sind wir nicht mehr vorangekommen: Wir warteten auf einen Befehl. In der Nacht auf den 23. Juni mußte ich den Wachposten antreten. Meine Aufgabe bestand darin, fünf Kilometer vom Stab entfernt auf einer Wiese den Himmel zu beobachten und im Fall eines Luftangriffs mit meinem Funkgerät die Gefahr zu melden. Gegen Morgen flogen einige Flugzeuge ohne sichtbare Erkennungszeichen vorbei, und im Wald, einige Kilometer entfernt von uns, wurden Fallschirmjäger abgeworfen. Während einer meiner Kameraden wei-

terhin Wache stand, machte ich mich mit dem Kasachen Muhammedschan Bekschanow auf den Weg, um die Fallschirmjäger gefangenzunehmen.

Sie waren nur zu zweit?

Ja, zu zweit. Am Waldrand versammelten sich schon die Kolchosbauern aus dem nahegelegenen Dorf. Der Dorfwart und der Milizionär waren schon im Wald. Der Dorfwart hatte eine Schrotflinte und der Milizionär einen Revolver. Obwohl wir anfangs stets Schüsse hörten, konnten wir niemanden finden. Wir trennten uns und suchten in verschiedenen Richtungen. Dies brachte uns allerdings auch wenig Erfolg. Nach sechs Stunden faßten wir den Entschluß zurückzukehren. Und plötzlich sah ich einen Menschen unter dem Baum. Ich dachte, es sei der Dorfwart und ging zu ihm. Als ich sah, daß sein Bein verwundet war, kniete ich nieder, um nachzusehen, wie es ihm geht. Und da - ein Schlag auf meinen Kopf. Für eine kurze Zeit verlor ich das Bewußtsein. Als ich zu mir kam, spürte ich, daß er mich würgte. Es war ein langer und entsetzlicher Kampf. Da ich von seinem Schlag sehr geschwächt war, hatte ich kaum Kraft, mich zu wehren ... Er war schon sehr nahe daran, mich zu besiegen, meine letzten Kräfte verließen mich und plötzlich - ein Schuß. Ich dachte, er habe auf mich geschossen. Aber es war Muchammedschan, der den Lärm hörte und mir zu Hilfe kam. Er tötete den Fallschirmjäger, und so wurde ich gerettet. Unsere Sanitäter stellten später fest, daß ich eine Gehirnerschütterung erlitten hatte. Außerdem wurden der linke Arm und ein Schlüsselbein gebrochen. Mit einem Lazarettzug wurde ich nach Charkow transportiert ... Ich denke, daß Muhammedschan mich damals nicht nur vom Tod gerettet hat, - er hat mich vor den ersten grausamen Kriegstagen bewahrt. Unsere Division mußte sich weiter Richtung Westen bewegen und wurde dann fast völlig aufgerieben.

Ist Ihr Freund am Leben geblieben?

Er ist gefallen, wann genau, weiß ich nicht.

Grigorij Naumowitsch, Sie sagten, daß Sie mit dem Krieg nicht gerechnet haben, daß er völlig unerwartet kam. Was haben Sie gespürt, als der Krieg ausbrach?

Ich dachte nur: Was für Idioten sind diese Deutschen! In zwei Wochen bleibt doch nichts mehr von ihnen übrig! Wir waren voller Begeisterung und Enthusiasmus und verspürten nur noch einen Wunsch: die Angreifer zu bestrafen. Wir waren absolut davon überzeugt, daß in ein paar Tagen, höchstens aber in zwei Wochen der Krieg beendet und der Feind zerschlagen sein würde.

Wie lange waren Sie im Lazarett? Und wie ging es danach weiter?

Bis August 1941 mußte ich im Lazarett bleiben. Als die Ärzte mir den Gips abnahmen, waren die Deutschen schon bei Charkow. Ich, ein Untersergeant, wurde Kommandeur eines Infanteriezuges. Unter meinem Kommando standen 62 Menschen, die gerade frisch eingezogen waren und noch Zivilkleidung trugen. Ich bekam einen Frontabschnitt zugewiesen und mußte mit ihnen zusammen Schützengräben ausheben. Aber die Gräben gab es dort schon. Sie bekamen Uniformen, und ich habe Waffen an sie verteilt: Gewehre und ein paar MGs. Ihnen das Schießen beizubringen, schaffte ich jedoch nicht: Es war Abend, und ich schickte sie schlafen. Am nächsten Morgen standen die deutschen Panzer schon einen Kilometer vor uns. Ich - ein ganzer Held - erteilte selbstverständlich den Befehl: "An die Gewehre!" Aber als die Panzer angingen, irgendein Ziel hinter unseren Schützengräben unter Feuer zu nehmen, fielen all meine Kämpfer auf den Erdboden. Ich lief im Graben hin und her und versuchte mit Fußtritten, sie zum Aufstehen zu bringen. Sie standen auf, aber sobald ich mich umdrehte, legten sie sich wieder hin. Ich hielt sie für Feiglinge und Verräter. Aber sie waren Zivilisten und keine Berufssoldaten und wußten nicht einmal, wie ein Gewehr geladen wird. Deswegen waren meine Anforderungen an sie, gelinde gesagt, zu hoch. Das Schlimmste aber war, daß ich mich unklug verhielt: Ich hatte nicht verstanden, daß dies eine gewaltsame Aufklärung war und es besser gewesen wäre, überhaupt nicht zu schießen. Außerdem wäre es sinnlos gewesen, aus so großer Entfernung die Panzer mit Gewehren zu beschießen. Damals hielt ich mich also für einen Helden und meine Soldaten für Feiglinge. Ich hatte keine Angst zu sterben, - ich hatte viel mehr Angst, daß sie desertieren würden. Das wäre eine Schande gewesen. So wollte ich nicht sterben.

Hatten Sie wirklich keine Angst zu sterben? Es war doch Ihre erste richtige Schlacht?

Damals hatte ich keine Angst. Wahrscheinlich, weil ich so jung war. Mit 20 erscheint der Tod unwirklich. Außerdem war ich mein ganzes Leben lang ein Glückspilz. Oft hatte ich das Gefühl, es sei das Ende, aber dann regelte sich alles irgendwie ... Auch hier dachte ich: Was mache ich nun mit diesen

braven Helden ... Sie schimpften auf mich und warfen mir vor, daß ich sie mit Füßen trat und mich wie ein Rowdy verhielt. Die Situation war sehr unangenehm. Und plötzlich erblickte ich an der Brustwehr des Schützengrabens Stiefel: Es war ein Major. Er sagte: "Ich habe eine wichtige Mitteilung. Das ZK des Komsomol hat die Luftlandetruppeneinsätze verkündet. Gibt es unter Euch Freiwillige?" Ich meldete mich schnell und wurde sofort genommen. Meine Vorgesetzten wollten mich nicht gehen lassen: An der Front wurden Leute gebraucht. Der Major aber hatte Machtbefugnisse, und es wurde mir erlaubt zu gehen. Meine Soldaten, die schon recht alte Leute waren, hatten Mitleid mit mir und redeten auf mich ein: "Sie haben doch eine Mutter, oder? Sie werden doch im feindlichen Hinterland herunterspringen müssen! Denken Sie doch an Ihre Mutter! Was passiert mit ihr, wenn Sie getötet werden?!" Ich aber freute mich, von ihnen wegzufahren. So kam ich nach Jeisk.

Sieben Freiwillige, ich war unter ihnen der Älteste und ihr Kommandeur. Niemand von uns wußte, wo das Dritte Luftlandetruppenkorps stationiert war. Auch in der Kommandantur konnte uns niemand etwas Genaues sagen. Zufällig hörte ein Offizier das Gespräch in der Kommandantur und sagte zu uns: "Paßt auf, Jungs, geht zum Markt, dort seht ihr ein grünes Tor - da sind irgendwelche Flieger, vielleicht können die euch weiterhelfen." Und tatsächlich - wir fanden alles so vor, wie er es uns beschrieben hatte. Der Feldwebel am Tor fragte, wo unser Korpskommandeur sei. Ich antwortete ihm, daß ich es bin. Er glaubte mir nicht, weil ein Korpskommandeur in der Regel ein General sein sollte: "Du lügst ja wohl?" - "Nein, keine Lügen. Das stimmt wirklich." - "Na gut. Macht es euch bequem. Da, in der hinteren Ecke des Hofes, sind Lebensmittelkisten mit Brot und Büchsenfleisch. Nehmt sie euch. Ihr könnt das essen." - "Und wie geht es weiter?" - "Wartet auf euren Befehl!" Wir nahmen das Brot und die Konserven, aßen von ihnen, dann legten wir uns hin und schliefen ein. Unterwegs konnten wir nicht schlafen, da der Zug voll mit Flüchtlingen war und es im ganzen Zug keinen einzigen freien Sitzplatz gab.

Später kamen weitere Gruppen mit Freiwilligen. Wir waren schon fast fünfzig Mann. Dann kamen endlich unsere Vorgesetzten und fragten: "Warum sitzen denn die Leute hier ohne Beschäftigung herum? Sie müssen irgend etwas tun. Zum Beispiel Gewehrgriffe üben." - "Es gibt aber keine Gewehre." - "Dann sollen sie die Zäune auseinandernehmen und aus den Brettern Gewehrattrappen bauen." Wir brachen den Zaun auseinander, machten uns aus dem Holz "Gewehre" und marschierten so - in Kolonnen - durch die Stadt, singend: "Wir wollen keinen Krieg, aber wir sind zum Kampf bereit". Die Frauen sahen uns zu und weinten ...

Nach ein paar Tagen traf ein Oberst ein. Seinen Namen habe ich vergessen, ich kann mich jedoch daran erinnern, daß er direkt aus einem Hospital zu uns kam und nach einem Knalltrauma kaum noch hören konnte. Er wurde in einem kleinen Seitengebäude untergebracht, nicht weit vom Marktplatz und vom grünen Tor. Einen Kommandeur nach dem anderen befahl er zu sich. Auch ich kam an die Reihe. "Von welchen Truppen kommst du?" fragte er mich. - "Von den Nachrichtentruppen." - "Was? Sprich lauter!" - "Nachrichtentruppen!!!" - "Ich erkenne dich zum Stabschef." Plötzlich bin ich der Stabschef des ganzen Korps! Phantastisch! Bald stellte es sich heraus, was es bedeutete, Stabschef unter ihm zu sein. In seinem Flügelhaus gab es ein Telefon und ein Gewehr - eines für alle - sowie die ganze - auch die geheime - Dokumentation über das Korps. Unsere Aufgabe war es, abwechselnd den Telefondienst zu übernehmen und das Gebäude zu bewachen. Eines Tages hörten wir laute Geräusche: wie Donner oder Explosionen. Wir fragten den Oberst, was das für Geräusche seien, er antwortete jedoch nur: "Ich höre nichts". Plötzlich klopfte jemand an der Tür. Als wir die Tür öffneten, sahen wir einen vom Kopf bis zu den Füßen nassen Matrosen, der nach dem Kommandeur verlangte. Er und seine Kameraden aus der Kriegsmarineschule in Berdjansk hatten die Bucht von Taganrog durchschwommen, um bei uns Waffen zu holen, damit sie die Deutschen stoppen könnten. Der Arme wollte uns nicht glauben, daß wir selbst keine Waffen hatten, regte sich auf und wiederholte nur, daß gute, junge Kerle dort in Berdjansk sterben müssen ... Er tat mir so leid, dieser Matrose. Wir hatten aber wirklich nur ein Gewehr für uns alle. Der Kommandeur schickte uns an den Kai, um die anderen Matrosen zu holen, und befahl uns, sie an der Rückkehr nach Berdjansk zu hindern. - Dort wären sie entweder in Gefangenschaft gekommen oder umgebracht worden. So sind sie bei uns geblieben. Ein schreckliches Bild blieb mir in Erinnerung: Als wir zum Kai kamen, sahen wir überall Flüchtlinge: auf Booten und Floßen überquerten sie die Bucht, um sich aus Berdjansk zu retten, sich vor den Deutschen zu retten. Nachdem es aufhörte zu regnen und der Himmel klarer wurde, kamen plötzlich "Messerschmitts" und warfen Bomben ab. Sie erschossen die Menschen aus Gewehren. Bald war der ganze Kai voll von Leichen: überall tote Frauen, Kinder, Alte... So hat der Krieg mich wieder eingeholt.

Bald darauf wurde unser Korps in den nördlichen Kaukasus verlegt. Dort begann die richtige, professionelle Ausbildung. Wir mußten viel lernen. Fallschirmsprünge, Nahkampf, Schießübungen - dies alles stand auf unserem Lehrplan. Und schon in einigen Monaten wurden wir zu guten Fallschirmjägern.

Während der Ausbildungszeit kamen jedoch viele ums Leben: Sie konnten noch nicht richtig landen, und außerdem gab es wenig Ausbilder.

Unser Stationierungsort - Jessentuki - war eine gemütliche Stadt mit einer schönen Umgebung. Bei gutem Wetter konnte man sogar den Elbrus sehen. Die Fallschirmspringer im hohen, blauen Himmel, am Horizont, sahen sehr beeindruckend aus. Weniger beeindruckend waren die hohe Zahl der Toten nach jeder Fallschirmspringerübung. Mal waren das zehn Leute, mal zwanzig. "Es ist Krieg. Wir müssen Erfahrungen sammeln." Einer von unseren Ausbildern, ein älterer Mann, schüttelte bei diesen Worten nur düster den Kopf. Einmal erzählte er uns, daß es in der Sowjetunion schon einmal Luftlandetruppen gab. Tuchatschewskij, Jakir und Uborewitsch hatten sie eingeführt. Unser Ausbilder war damals in der Gruppe von Uborewitsch. Nachdem Tuchatschewskij und seine Gruppe verurteilt und erschossen wurden, begann man mit den Verhaftungen aller Ausbilder. Unser Lehrer war nur deswegen am Leben geblieben, weil er sich bei einem Fallschirmsprung das Bein brach und während der Verhaftungswelle im Hospital lag. Er bat uns, darüber zu schweigen.

Diese Geschichte erschütterte mich: Ich erinnerte mich an eine Versammlung an der Schule, auf der wir Schüler aufgerufen wurden, die Verurteilung von Tuchatschewskij und seinen Komplizen zu unterstützen. Es kamen Rufe, sie wie tollwütige Hunde zu erschießen. Überall im Land wurden derartige Versammlungen durchgeführt. Auch ich trat auf und redete irgendein ähnliches schwachsinniges Zeug. Später - im Krieg und nach dem Krieg - schämte ich mich dafür. Besonders leid tat es mir, als wir Kameraden, die während der Ausbildung tödlich verunglückten, beisetzen. Ich dachte daran, daß auch ich an ihrem Tod zum Teil Schuld trage und tröstete mich damit, daß nicht nur ich allein auf jener Versammlung sprach und den Mord unterstützte, - alle taten dies, auch meine Lieblingslehrer.

Bald darauf wurden wir nach Taman versetzt, wo unser Korps den Rückzug der Truppen von der Kertsch-Halbinsel decken sollte. Dort wurde ich am Bein verwundet. Uns stand die Versetzung nach Stalingrad bevor, und ich hatte Angst, meine Einheit zu verlassen. Da ich mich weigerte, ins Hospital zu gehen, wurde ich im Lazarett behandelt. Kurz nachdem meine Wunde geheilt war, besuchte uns eine hohe Kommission, die unsere Kampfkraft und Einsatzbereitschaft prüfen sollte. Denjenigen von uns, die Abitur und schon Kampferfahrung hatten, wurde der Rang des Unterleutnants verliehen. So kam ich als Unterleutnant nach Stalingrad - in die Gegend der großen Flußwindung des Don: endlose Steppen, Hitze - und Lawinen von deutschen Panzern. Acht Wochen brauchten die Deutschen, um nur unsere Verteidigungsstellungen zu durchbrechen. Genau so lange haben sie gebraucht, um Frankreich zu erobern. Es waren ganz grausame, furchtbare Kämpfe.

Was war für Sie am Krieg besonders furchtbar? Wovor hatten Sie Angst?

Das Schlimmste war für mich die Vorstellung, in Gefangenschaft zu kommen. Nicht einmal den Tod fürchtete ich so wie die Gefangenschaft. Ich war mehrmals schwer verwundet, so daß die Ärzte dachten, es ginge mit mir zu Ende. Einmal bekam ich eine schwere Lungenverletzung und wurde in jene Lazarettabteilung gebracht, wo die Sterbenden lagen. So wurde es mit Schwerverwundeten immer gehalten, damit die anderen Verletzten ihrem Sterben nicht zusehen mußten. Einer nach dem anderen starb, nur ich blieb noch am Leben. Da kamen die Ärzte und Sanitäter und meinten: "Sieh mal an, der lebt ja noch!" Ich antwortete darauf: "Ich werde nicht sterben. Schicken Sie mich ins Hospital! Ich brauche eine Operation." Nein, wirklich, das Schlimmste war für mich die Vorstellung, gefangengenommen zu werden. Wir, die Angehörigen der Luftlandetruppen, trugen am Gürtel - links, dort, wo das Herz ist - immer eine Handgranate: für uns selbst. Damit jeder, kurz bevor er gefangengenommen wird, sich mit dem Gegner zusammen in die Luft jagen konnte ...Bei Stalingrad warfen die Deutschen Flugblätter ab, die ungefähr folgenden Text enthielten: "Soldaten der 33. Gardedivision! Ihr kämpft wie Löwen. Aber Eure unfähige Führung hat Euch verraten. Eure Lage ist hoffnungslos. Bis jetzt haben gegen Euch nur zur Hälfte deutsche Divisionen gekämpft. Ab jetzt wird gegen Euch die SS-Division 'Wolfsrachen' eingesetzt, dann werdet Ihr erleben, was ein richtiger Kampf ist! Ergibt Euch! Vergeßt nicht, Kochgeschirr und Löffel mitzunehmen!" (In dem Sinne, daß sie uns Verpflegung versprechen.) Niemand ergab sich jedoch. Wir hielten durch. Im August aber wurden wir eingekesselt. Ich durchbrach mit einer Gruppe von Soldaten die Einkesselung. Bei den Luftlandetruppen hatten wir gelernt, wie man im feindlichen Hinterland agieren soll. Ich hatte nicht einmal einen Kompaß und mußte mich nach Sternen orientieren. Zu jener Jahreszeit war die Venus besonders hell und gut sichtbar. Sie war im Südosten des Himmels zu sehen. In diese Richtung also führte ich meine Truppe. Und es ist mir tatsächlich gelungen, sie herauszulösen. Allerdings gab es große Verluste. Wir gingen nur nachts. Tagsüber schliefen wir im Gebüsch oder in Schluchten. Jemand mußte immer Wache stehen. Es passierte hin und wieder, daß wir auf deutsche Truppen stießen. In solchen Fällen waren wir gezwungen, uns im Feuergefecht zu verteidigen und schnell zurückzuziehen. Wir hatten kein Wasser - überall war

Steppe. Hunger hatten wir auch ständig. Einmal brachte ein Soldat, der zur Aufklärung geschickt wurde, einen großen Papierklumpen mit zurück: Den Deutschen wurde regelmäßig Kunsthonig geliefert. Die Honigfässer waren von innen mit Papier ausgelegt. Dieses Papier schnitten wir in 20 kleine Teile und aßen es mit Genuß auf. Hauptsächlich ernährten wir uns von verfaulten Birnen.

Gab es keine Dörfer in der Nähe?

In die Dörfer zu gehen war lebensgefährlich: Sie waren gewöhnlich der Standort der deutschen Besatzungstruppen. - Ich hätte einen ganzen Roman darüber schreiben können, wie wir die Einkesselung durchbrachen und uns der Umzingelung entzogen. Kaum jemand versteht, wie das ist. Man denkt, daß es furchtbar und schrecklich ist, weil du von allen Seiten vom Feind umgeben bist. - Nein, schrecklich ist, daß du deine Munition verbrauchst und keine Möglichkeit hast, an neue Munition heranzukommen. Die Deutschen machen alles, um dich dazu zu bringen, sie zu verbrauchen. Du kannst auch Heldentaten leisten, aber du wirst dem Tod trotzdem nicht entkommen: Nachdem du alle Patronen und Granaten aufgebraucht hast, werden sie dich mit bloßen Händen gefangennehmen. Deswegen gab es auch viele Gefangene. - Was außerdem noch schrecklich war? Wovor ich Angst hatte? Schrecklich ist es, wenn Panzer direkt auf dich zurollen.

Wir kamen in der Nähe von Stalingrad an, schafften es noch, uns einzugraben, und da kam ein Instrukteur aus dem Frontstab, um uns beizubringen, wie man einen Panzer trifft. Ich erzähle oft darüber, weil sonst jeder, der Kriegsfilme von Jurij Oserow gesehen hat, denkt, daß mit einer Granate drei Panzer in Flammen gesetzt werden können. Der Instrukteur teilte uns mit, es gäbe sehr wenig Ausrüstung und deshalb können uns keine Panzergranaten zur Verfügung gestellt werden. Es mußte aber mit einer großen Anzahl von Panzern gerechnet werden. Das einzige, was wir erhalten würden, seien Flaschen mit Brennstoffgemisch. Und er erklärte: "Ein Panzer kommt auf dich zu, rollt direkt in deine Richtung. Das ist furchterregend. Er schießt auf dich aus der Kanone, und je näher er kommt, desto präziser werden die Schüsse. Dann kommt er so nah, daß er seine Kanone nicht mehr bis zu Dir heruntersenken kann, und bestreicht dich mit MG-Feuer. Das Maschinengewehr schießt schärfer als die Kanone, auch die Entfernung ist jetzt viel kürzer. Hüte dich in diesem Moment davor, aus dem Schützengraben hervorzuspringen! Er schießt dich einfach ab. Also einfach still da sitzenbleiben. Jetzt ist er so nah bei dir, daß er dich nicht mehr von seinem MG treffen kann. Jetzt muß du ihn quasi über deinen Kopf fahren lassen und ihm die Brandflasche hinterherwerfen. Du mußt aber die Flasche so werfen, daß sie nicht im Drahtnetz stecken bleibt, sondern den Panzer in Brand steckt. Und bedenke: Jedem Panzer folgen in der Regel sieben bis einundzwanzig Soldaten mit Maschinenpistolen."

Nach diesen Worten des Offiziers wurde es still im Raum. Dann brach von allen Seiten ein homerisches Gelächter aus: Es war offensichtlich, daß es fast unmöglich war, einen Panzer anzuzünden. Ich erinnere mich aber daran, daß an unserem Frontabschnitt Dutzende von Panzern brannten ...

Hatten Sie Angst zu töten? Erinnern Sie sich noch an den ersten Menschen, den Sie getötet haben? Und überhaupt: War ein Deutscher für Sie in erster Linie ein Feind oder ein Mensch?

Natürlich hatte ich Angst zu töten. Ich hatte in der Schule sehr gute Lehrer. Auch in deutscher Sprache und deutscher Literatur wurden wir unterrichtet. Und da es damals die Klassenpropaganda gab, wurden wir belehrt, daß das deutsche Volk aus guten und tüchtigen Arbeitern bestehe. Es sei ein begabtes Volk. In Deutschland gab es ja ausgezeichnete Schriftsteller und Philosophen. Wir haben sogar Gedichte auf Deutsch gelernt, und sie gefielen uns. Das erste Mal mußte ich auf der Halbinsel Taman auf die Deutschen schießen. Es klingt unglaublich, aber als ich die uns angreifenden Deutschen sah, dachte ich plötzlich an Lenins Worte: Soldaten sind in die Uniformen gekleidete Arbeiter und Bauern. Wie konnte man auf die Klassenbrüder schießen? Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, daß ich so denken konnte, aber damals ... Damals verstand ich zwar, daß sie uns angegriffen hatten, konnte mir aber nicht vorstellen, daß ich jetzt auf sie schießen sollte. Ich konnte einfach nicht den Abzug drücken. Erst als ich sah, wie ein Kamerad neben mir zu Boden sank, fing ich an zu schießen. Ich dachte: Ihre Schüsse muß man erwidern. Es war alles gar nicht einfach. Obwohl ich zum damaligen Zeitpunkt den Kai von Jeisk schon gesehen habe und auch im Hospital viel über die Grausamkeiten der deutschen Armee hörte. Ich haßte die Faschisten.

Hat sich Ihre Meinung über die Deutschen im Laufe der Zeit geändert?

Nein, sie hat sich nicht geändert.

Sie haben also stets zwischen den Deutschen und den Faschisten unterschieden?

Für mich waren alle Deutschen, die auf unserem Territorium gegen uns kämpften, Faschisten. Wie es für die anderen war, darüber kann ich nichts sagen. Egal, ob sie klug oder dumm, gut oder böse waren - für mich waren sie die Vertreter des Faschismus - ein Teil dieser ganzen verbrecherischen Maschinerie. Wenn ein Deutscher jedoch gefangengenommen wurde, wurde er für mich zu einem Menschen. Ich hoffe, daß es mir im Film "Der Einundvierzigste" gelang, dies zum Ausdruck zu bringen. Die heutige Jugend denkt, jener Krieg sei wie ein Spaziergang gewesen. Der Krieg war aber blutig, schrecklich, grausam.

Was war das Schrecklichste von allem, was Sie während des Krieges erlebt bzw. gesehen haben?

Das Schrecklichste waren die Leichen der Kinder im Alter von drei, vier oder fünf Jahren, die von den Deutschen erschossen wurden. Sie haben diese Kinder als lebende Zielscheiben benutzt: forderten sie zum Laufen auf und schossen ihnen in den Rücken. Das geschah auf dem Gehöft Kalinin hinter dem Don. Dort trafen wir die halb wahnsinnig gewordene Großmutter dieser Kinder. Zwei Kinder waren noch am Leben. Ich habe genügend Männer sterben sehen. Es tut immer weh, aber man kann diesen Tod irgendwie akzeptieren. Allerdings so zu reden, wie es der jetzige Verteidigungsminister Gratschow tut - unsere Soldaten seien in Grosnyj mit einem Lächeln im Gesicht gestorben, - ist niederträchtig und gemein!

*Grigorij Naumowitsch, der Krieg, das waren auch vier Jahre Ihres **Lebens**. Haben Sie in diesen Jahren auch Freude empfunden? Wenn ja, was war Ihre größte Freude?*

Der Sieg. Die Kapitulation Deutschlands. Der Sieg bei Stalingrad brachte wenig Freude mit sich: Es war uns klar, daß noch das ganze Land befreit werden mußte. Das Gefühl, eine Pflicht erfüllt zu haben, bringt noch keine Freude. Es ist keine Freude, sondern etwas ganz anderes. Die größte Freude brach aus, als der Krieg beendet wurde. Das bedeutete, daß auch dem Blutvergießen, dem Morden und dem Sterben und dem verhaßten Faschismus ein Ende gesetzt wurde. Das größte Glück ist es, sich als Befreier zu fühlen. Das war eine Riesenfreude. Man kann sie gar nicht beschreiben. Was gab es noch an freudigen Ereignissen? - Das Wiedersehen mit meiner Frau Irina, mit meiner Mutter in Tscheljabinsk, mit einem Freud. In Tscheljabinsk lag ich im Hospital.

Haben Sie sich über Ihre Auszeichnungen gefreut?

Ich habe einige Auszeichnungen bekommen, aber nicht in den Auszeichnungen sahen wir den Sinn unserer Taten. Es zählte nur eins: siegen und überleben. Das ist für uns die beste und die schönste Auszeichnung gewesen. Die Toten brauchen keine Orden. Für manche, wie für die Stabsoffiziere, mochten sie wohl wichtig sein, da ihre Karriere von den Auszeichnungen abhing. Für diejenigen aber, die an der Front kämpften, waren sie belanglos.

Wir waren eine besondere Generation. Wir waren an keinem von Stalins Verbrechen beteiligt: weder an der Vernichtung des Bauerntums noch an der Verfolgung der "Volksfeinde". In uns lebte der Geist der revolutionären Romantik weiter. Wir waren uns unserer Verantwortung für das Schicksal Rußlands und der Welt bewußt. Das war für uns das Wichtigste. Die jungen Menschen kennen nur eine Seite unseres Lebens und zwar die Schattenseite. Wen wundert das! Die junge Generation wuchs ja in einer Zeit heran, in der wir zuerst gegen den Stalinismus kämpften - und dies war notwendig -, dann aber anfangen, gegen absolut alles zu kämpfen: Alles was früher galt und für richtig gehalten wurde, war plötzlich unerwünscht. Ein Beispiel nur: Vor kurzem las ich in einer Zeitung, Gratschow sei ein direkter geistiger Nachfolger Schukows, da er die Soldaten ohne jeglichen Sinn in den Tod treibe. Das ist doch eine ganz gemeine Lüge!

Jeder Soldat weiß: Erst nachdem ein Krieg zu Ende ist, ist es möglich einzuschätzen, welche Verluste gerechtfertigt waren und welche nicht. Es gibt bei uns viele, die hinterher alles besser wissen. Sie beschimpfen jetzt Schukow: Er sei grausam und als Heerführer und Feldherr unfähig gewesen. Aber die besten Heerführer der damaligen Zeit - sogar die Feinde - hielten ihn für einen genialen Feldherrn. Wir hatten Achtung und Respekt vor Schukow, nicht weil er ein guter Onkel war, sondern weil er zusammen mit uns große Siege erreichen konnte.

Heute wird immer öfter behauptet, daß die Verlierer des Krieges ein besseres Leben haben als die Gewinner, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn Ihre Generation den Krieg verloren hätte.

Heute leben wir schlecht. Das hat aber nichts damit zu tun, daß wir den Krieg gewonnen haben. Dafür gibt es andere Gründe. Unser Land vom Faschismus zu befreien, versklavten Völkern Europas zu helfen, und den Faschismus in seiner eigenen Höhle zu vernichten, war unsere historische Pflicht vor der Heimat und vor der Menschheit.

Diejenigen, die überhaupt keine Ahnung haben, behaupten: "Wenn Ihr den Krieg verloren hättet, dann hätten wir jetzt bayerisches Bier trinken können." Nicht Bier, sondern Spülwasser hätten sie jetzt trinken können, genauso wie jene Sowjetmenschen, die in den Kriegsjahren nach Deutschland verschleppt wurden. Die deutsche Armee hat unser Land nicht mit dem Ziel überfallen, um den Menschen ein Geschenk zu bringen. Deutschland brauchte unser Territorium, unsere Reichtümer und unser Volk betrachtete es als potentielle Sklaven für den eigenen Staat.

Was halten Sie davon, daß viele Politiker heute die nationale Idee immer öfter in den Vordergrund ihrer Programme stellen?

Die nationale Idee ist rein äußerlich recht attraktiv und wird von Politikern oft und gern benutzt. Schlimm ist es, wenn die nationale Idee zum nationalen Egoismus wird. Die deutschen Faschisten wollten das Glück und den Wohlstand des eigenen Volkes durch Raub, Demütigung und die physische Vernichtung anderer Völker erreichen. Dafür haben wir sie gehaßt. Nach dem Krieg behaupteten unsere Ideologen: "Wir haben gesiegt, weil es bei uns den Sozialismus gibt! Wir haben gesiegt, weil wir Patrioten sind!" Die Deutschen hielten sich aber auch für Patrioten, sie kämpften für das Großdeutsche Reich. Offensichtlich unterschied sich ihr Patriotismus von unserem. Unser "Lied der Lieder" war "Grenada" von Michail Swetlow, in dem es hieß: "Ich verließ mein Heim und zog in den Krieg, um das Land in Grenada den Bauern zurückzugeben" - **zurückgeben** und nicht erobern! Das Ziel war, die Menschen glücklich zu machen und sie zu befreien statt sie zu versklaven! Opferbereitschaft und hehre Ideale prägten unsere Generation. Die Deutschen hatten ein anderes Motiv: erobern und versklaven - herrschen. Der Unterschied zwischen diesen zwei Typen des Patriotismus hat meiner Meinung nach die entscheidende Rolle beim Ausgang des Krieges gespielt.

Patriotismus ist nicht gleich Patriotismus. Und das muß man unbedingt berücksichtigen, sonst passiert folgendes: Rußland ist ein Vielvölkerstaat. So ergab es sich im Laufe der Jahrhunderte. Wenn also irgend jemand in diesem Staat auf den Gedanken kommt, die Russen für den Nabel der Welt und die anderen Nationen für völlig unbedeutend zu erklären, dann fällt dieser Staat auseinander, und von Rußland bleibt kaum etwas übrig!

Welche Idee, welche Ideale könnten, Ihrer Meinung nach, die russische Nation heute zusammenschweißen? Und ist das überhaupt noch möglich?

Heute geht das nicht mehr. Es gibt keine Ideale, die das erreichen könnten, und das Ideal des Reichums kann die Menschen nur von einander isolieren.

Die kommunistische Idee? Wir glaubten an den Kommunismus. Wir dachten, daß wir eine gerechte Gesellschaft aufbauen, die jedem arbeitenden Menschen Wohlstand bringt, in der die Ausbeutung eines Menschen durch den anderen unmöglich sein und in dem Geld nicht die wichtigste Rolle spielen wird. Wir wollten eine humane und eine viel gerechtere Gesellschaftsform als den Kapitalismus aufbauen. Solche Bestrebungen sind doch keine Schande. Aber die kommunistische Idee wurde leider kompromittiert. Eine andere haben wir nicht. Das, was wir uns jetzt selbst angetan haben, darauf wäre kein einziger Bolschewik gekommen. Das Land wird beraubt und ausgeplündert. Es wird alles gestohlen. Jeder ist zum Dieb geworden. Es werden Panzer gestohlen, Öl und Metall, sogar die Schwarzmeerflotte und manchmal ganze Länder. Die Völker brauchen keine Souveränität auf Kosten des Hasses und Mordes. Dafür aber Politiker, einige Nationalisten und Kriminelle: Es macht ihnen Spaß zu plündern, zu rauben, zu töten und zu vergewaltigen... Die Menschen sehen, daß die Geschäfte voll sind. Es fehlt ihnen aber das Geld, um dort einkaufen zu können. Und so nutzen sie jede Gelegenheit, um an Geld heranzukommen. Egal auf welche Art und Weise. Willst du als Auftragskiller dein Geld verdienen - bitte schön. Das Land teilt sich in undenkbar Reiche und unvorstellbar Arme. Unser Volk war hilfsbereit und gutherzig. Es ist seltsam: Die Zeiten waren schlecht und böse, die Menschen aber gut.

Was ist geschehen? Wieso haben wir uns heute so verändert?

Wir gehen "in die helle kapitalistische Zukunft" und wählen, wie immer, einen falschen Weg dahin. Wenn ein Hausherr mit seinem alten Heim, voller Mäuse und Kakerlaken, unzufrieden ist und sich ein

neues Haus bauen will, dann fängt er doch nicht mit der Zerstörung des alten Heimes an, sondern wird erst das neue bauen. Er versteht: Wenn er das alte Haus zerstört, dann hat er bei Regen, Schnee, Wind und Kälte kein Dach über dem Kopf - das neue Heim ist doch noch nicht fertig. Aber genau so handelten wir: Wir fingen mit der Zerstörung des Alten an. Dabei ist es längst bekannt: Alle neuen sozio-ökonomischen Formeln entstehen und formen sich in den Tiefen der alten Formationen, behaupten sich nicht durch Losungen, sondern durch Taten und beweisen ihre Überlegenheit im Vergleich zum Alten.

Wir haben gegen dieses Gesetz verstoßen und bekamen Zwist und Chaos. Es kam so, wie es kommen mußte. Millionen Menschen lebten früher unter anderen Bedingungen (Freundschaft und Gleichheit aller Völker des Landes, kostenlose Bildung und medizinische Betreuung, die preiswertesten öffentlichen Verkehrsmittel und Wohnungen, Sanatorien und Erholungsheime, Pionierlager usw.). Heute haben wir die Freiheit des Unternehmers und eine unbeschränkte Macht des Geldes. Die Menschen wissen nicht, wohin mit diesen Freiheiten, sie können sie nicht nutzen. Wir hätten das Chaos, die Leiden von Millionen Menschen, die Flüchtlingsströme, das Blut vermeiden können. Wir hätten, ohne das Alte vollkommen zerstört zu haben, das Neue aufbauen können, wie dies beispielsweise die Chinesen tun. Ihre Reformen haben Erfolg.

Auch ich wünschte mir Veränderungen in Rußland, eine Wende. Aber alles verlief nicht so, wie es sein sollte, wie es nötig war.

Wie war Ihr Leben vor der Perestroika: schwerer oder leichter?

Das frühere Leben war sowohl leicht als auch schwer. Ich bin in diesem Land geboren worden und wußte, wie ein Mensch im Totalitarismus zu leben hat, wie er das Leben meistern kann, um den Riffen auf seinem Weg auszuweichen. Ich konnte dies, ohne dabei meine Würde zu verlieren. Natürlich mußte ich manchmal Risiken eingehen, ohne Risiko aber macht das Leben keinen Spaß. Es stimmt, daß der Staat die Propagandafilme unterstützt hat. Es wurden aber nicht nur Propagandafilme gedreht - auch viele wirklich gute, herausragende Filme. - Unter den damaligen Bedingungen konnte ich besser und einfacher arbeiten.

Wer diese Zeilen liest, wird denken: Wie sollte sich auch Tschuchraj über jenes Leben beklagen! - Er war doch schließlich ein Held der sozialistischen Arbeit...

So denken sicher viele. Meine Filme aber sind in einem schweren und nicht ungefährlichen Kampf gegen die offizielle Ästhetik entstanden. Ich war kein Opfer der Sowjetmacht. Ich habe gekämpft, und mir wurden auch Schläge versetzt. Sobald ich mit den Dreharbeiten an meinem Film "Der Einundvierzigste" fertig war, wurde ein Gerichtsverfahren gegen mich eingeleitet. Der formelle Grund: Überziehung der vorhandenen Mittel. Der wirkliche Grund aber war, daß ich einen Weißgardisten nicht negativ genug dargestellt hatte. Mein Ko-Drehbuchautor hatte mich denunziert. Und nach dem Film "Ballade vom Soldaten" wurde ich aus der Partei ausgeschlossen - ich hatte angeblich den Ruf der Sowjetarmee geschändet.

Trotz Ihrer Auszeichnung in Cannes, trotz der Preise und weltweiter Resonanz?!

Es war noch vor Cannes. Eine offene Parteiversammlung wurde einberufen. Die Entscheidung wurde einstimmig angenommen. Obwohl niemand den Film gesehen hatte - er wurde nicht gezeigt. Es war ein großer Schlag und ein großer Schmerz für mich. Für mich stand fest: Jetzt gibt es keine Chance, daß der Film je öffentlich gezeigt wird, in die Kinos kommt. Dabei bedeutete dieser Film mir sehr viel: Darin steckten jahrelange Arbeit, meine Bestrebungen, die Wahrheit zu offenbaren, meine Gefühle, Sorgen und Hoffnungen darauf, daß die Zuschauer den Film annehmen würden und - meine Sorgen, meine Faszination und meinen Schmerz mit mir teilen würden ...

Wurden Sie später in der Partei rehabilitiert?

Später wurde so getan, als ob nichts gewesen wäre. - Um wieder zurück auf unser Gespräch über die Perestroika und die kommunistische Idee zu kommen, ich denke, daß wir nicht nur das Land und das sozialistische System zerstört haben, sondern daß wir auch zu Verrätern geworden sind. Wir haben unsere Idee und die Millionen Opfer verraten. Wir haben zugelassen, daß Derartiges mit dem Land, mit der Idee und mit dem Volk geschieht.

Grigorij Naumowitsch, ist für Sie der Krieg das wichtigste Ereignis im Leben Ihrer Generation?

Natürlich. Nach dem Krieg haben wir viel für unser Land und für die Welt getan. Trotzdem denke ich, im Vergleich dazu, daß wir den Krieg gewonnen haben, ist das andere längst nicht so bedeutsam. Ich denke, daß meine Generation ihre historische Mission in Ehren erfüllt hat. Ich bin stolz auf meine Generation.

Natalja Igrunowa

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 28/29 1995,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>